

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 12. — Sonntag, den 17. März 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Vom Landheim des Annaberger Staatsrealgymnasiums.

Von Dr. R. Nicolai-Buchholz.

Es mochten wohl viele den Kopf geschüttelt haben, als Lehrer und Eltern des Annaberger Staatsrealgymnasiums im Herbst 1922 daran gingen, das alte „Schießhaus“ bei Jöhstadt zu erwerben und es zu einem „Schullandheim“ umzugestalten. War es doch bis dahin etwas ganz Ungewöhnliches, daß sich die Schule mit dem Gedanken, sich ein Heim anzuschließen, beschäftigte. Damals im Jahre 1922 war es in erster Linie die körperliche Not, die den Anstoß zu der Gründung gab. Stand ja die Jugend besonders stark unter den Nachwirkungen der Unterernährung der Kriegs- und Nachkriegszeit; war ja das kommende Jahr 1923 der Höhepunkt wirtschaftlicher Nöte. Die Schule sah ein, daß sie verpflichtet war, nicht nur geistiges Brot zu geben, sondern auch mitzuhelfen, die körperlichen Nöte abzuwenden. Und so hat das Jöhstädter Landheim in dem nunmehr 7jährigen Bestehen vielen Hunderten von Kindern die Möglichkeit zu einer Kräftigung ihrer Gesundheit gegeben. Welche Freude herrscht doch in den einzelnen Klassen, wenn es heißt: nächste Woche geht es ins Landheim! Und draußen ist das Leben ganz auf gesundheitsliche Zwecke eingestellt. Jeder Tag beginnt mit einer morgendlichen Gymnastik draußen auf der waldumrauschten Wiese. Da saugen sich die Lungen voll mit ozonreicher Luft; da werden alle Muskeln und Glieder planmäßig durchgearbeitet. Und den ganzen Tag über wird versucht, Licht, Luft und Sonne so stark wie möglich zur Geltung kommen zu lassen. Nach Möglichkeit werden alle Unterrichtsstunden und Mahlzeiten im Freien abgehalten. Eine tägliche Mittagsruhe sorgt dafür, daß die Kinder bei aller Beweglichkeit nicht zu viel Kräfte ausgeben, sondern ansammeln. Als in diesem Jahre das Staatsrealgymnasium den Versuch unternahm, auch im Winter eine Belegschaft ins Heim zu schicken, wurde es so eingerichtet, daß die Unterrichtsstunden in die Morgen- und Abendstunden gelegt wurden, damit die Mittagsstunden zum Wintersport zur Verfügung blieben. Gerade dieser erste Versuch brachte das er-

freuliche Ergebnis, daß auch im Winter das Heim seine Zwecke erfüllen kann. Großer Wert wird darauf gelegt, daß im Heim ein geregelter Unterricht erteilt wird; denn bei den hohen

Anforderungen, die das Leben stellt, kann ein Nachlassen in den wissenschaftlichen Leistungen nicht verantwortet werden. Bisher sind die unterrichtlichen Ergebnisse auch jederzeit zufriedenstellend gewesen. Die körperliche Frische ermöglicht eine ganz andere geistige Tätigkeit als sie ein kränklicher Körper leisten kann. Das Wichtigste am Landheim ist, daß die Jugend hier erzählerisch stärker beeinflusst werden kann,

als in der Stadtschule. Die häusliche Erziehung ist oft dadurch eingeeengt, daß die Eltern bei der starken Berufstätigkeit „keine Zeit“ für ihre Kinder haben. Außerdem kann im engen Kreise der Familie, zumal wenn das Kind ein Einzelkind ist, die Erziehung zum sozialen Menschen, d. h. zu dem Menschen, der

die Pflichten der Gemeinschaft erkennt, nicht so gut durchgeführt werden wie in einer breiteren Lebensgemeinschaft. Im Heim lernen die Kinder, daß gewisse Grundbedingungen unbedingt erfüllt sein müssen, wenn eine Gemeinschaft bestehen soll, wie Rücksicht auf den Mitmenschen, gleiches Recht und gleiche Pflicht für alle, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, freiwillige Unterordnung unter einen Führer, Behaupten des Einzelmenschen gegenüber den andern u. a. Die Uebernachtungszahlen 1926/27: 7200, 1927/28: 8400 und 1928/29: 9000, beweisen, daß das Heim sich steigender Beliebtheit erfreut. Da einige Veränderungen im Innern des Heimes (Vergrößerung des Schlafsaals, Schaffung von Kranken- und Lehrerzimmern, Abortanlagen, Gesamtheizung usw.) nötig sind, wird voraussichtlich im kommenden Frühjahr ein Umbau stattfinden. Eine große Anzahl von Eltern haben bereits jetzt ihre wirtschaftliche Mithilfe zum Umbau zugesagt; denn nur, wenn alle Eltern das Unternehmen stützen, kann es gedeihen

und seine hohen Aufgaben erfüllen. So wird das Heim in seiner neuen Gestalt eine vorbildliche Leistung darstellen.



Das Jöhstädter Landheim — Ausrücken zum Wintersport.



Ein Opfer des Winters. (Text hierzu siehe 3. Seite.)

Der verhängnisvolle Maskenzug in Görlau im Jahre 1588.

Eine Erzählung von Fr. Herbabny.

Der Maskenzug.

(Der Maskenzug Görlau-Komotau. Nach einer Volkserzählung.)

Was lärmst am stillen Friedhof vorbei?
Was stört die Ruhe der Toten so frei?
Ein Maskenzug, ein Mummenschanz,
in Uebermut und tollem Tanz,
zu Fuße und zu Pferde,
entweiht die heilige Erde.
Aus dem Zuge der Narren ein frevelnder Mund
gibt lästernd den Toten lachend die Rund':
„Steht auf, ihr Schläfer und reitet mit,
nehmt Besen zwischen die Beine zum Ritt!“
Der Haufen gröhlt Beifall dem sündigen Wort
und weiter zieht tollend der Maskenzug fort.

Still sank zum Friedhof die Dämmerung nieder.
Es kehret zurück der Maskenzug wieder.
Und wie sie gehen und wie sie reiten,
die Augen vieler vor Entsetzen sich weiten.
Denn wie sie gingen und wie sie ritten,
zeigen sich Fremde in ihrer Mitten —
Armlos der eine, der ohne Bein,
drängten sich stumm in den Zug hinein.
Ein kaltes Grausen schleicht in die Glieder,
zwingt furchtgeschüttelt die Blicke nieder,
den Nachbar getraute nicht an man zu seh'n,
um Tollen und Lachen war es gesch'hen.
Und wie man zum offenen Friedhofstor kam,
mit Grabesstimme man rufend vernahm:
„Heut' kamen wir zu eurem Feste
und übers Jahr seid ihr unsere Gäste.“
Laut krachend schloß sich das Friedhofstor,
weithin sich der Schall wie Donner verlor. —

Raum daß das Jahr zu Ende war,
lag auch der Letzte auf der Totenbah.

* *

Die Mittagsstunde des Faschingsdienstags im Jahre 1588 war vorüber. Ein eigenes rühriges Leben herrschte in den Gassen der Stadt Görlau. Vor vielen Häusern standen die Schlitten, die edle Gassenjugend mit den zahlreichen Lehrlingen waren schon in Schwärmen auf dem Ringplatze versammelt: was einen Arm rühren, was eine Peitsche führen konnte, das knallte und plachte und machte einen so furchtbaren Lärm und ein solches Getöse, daß, wie ein gleichzeitiger Chronist, der damalige Bürgermeister der Stadt Görlau, Dominik Hofmann, scherzweise sagt, „die Häuser in den Gassen wackelten.“

Dieses außerordentliche Spektakel, welches die edle Jugend der Stadt zum besten gab, war aber nur das Vorspiel einer großartigen Maskerade, welche am Nachmittag von den Erwachsenen aufgeführt werden sollte. Ein grandioser Hochzeitszug, bei dem alle Personen in Masken erscheinen mußten, sollte zu Schlitten die Stadt in allen Richtungen durchziehen, dann aber einen Abstecher nach Komotau machen, um dort einen Besuch zu erwidern, den im vergangenen Jahre die Komotauer der Stadt Görlau in ähnlicher Weise gemacht hatten.

Zu diesem Ende waren nicht nur alle einheimischen Gelegenheiten in Beschlag genommen, sondern auch die Schlitten und Pferde aller um Görlau liegenden Mühlen und Dörfer requiriert worden. Schlag halb drei Uhr sollte der Zug losgehen. Der Zeiger der Rathausuhr rückte der zweiten Stunde immer näher, die auswärtigen Schlitten langten aber noch sehr spärlich an. Wenige Minuten, nachdem die zweite Stunde geschlagen, kam aus der Weingasse auf einem alten Grauschimmel der Plambatsch heruntergesprengt, mit einer Trompete in der Hand, aus der er ein fürchterliches Geschmetter

ertönen ließ, das eine elektrische Wirkung auf jung und alt ausübte und alles auf die Beine oder an die Fenster brachte, was voll Neugierde der Dinge harrete, die der Nachmittag bringen sollte.

Der Plambatsch, so hieß zu jener Zeit der Lustigmacher bei den Hochzeiten, hatte heute eine doppelte Rolle zu spielen. Außer der obengenannten mußte er auch die des Hanswurstes auführen, der zu jener Zeit bei keiner öffentlichen Belustigung, bei keinem Spektakel, am allerwenigsten bei einer Faschingsmaskerade fehlen durfte, und eine ebenso notwendige Figur in allen Komödien und Schauspielen war, als heutzutage die stehende Rolle des Pimperle oder Kasperl: bei Marionetten-Theatern. Demgemäß war er auch gekleidet: gleichsam, um symbolisch anzudeuten, wie bei allen Hochzeiten der Himmel zuerst voller Geigen und alles in rosenfarbener Laune sei, der hinkende Bote aber bald nachkomme, so war die sämtliche Bekleidung des Hanswurstes von der Mütze bis zu den Fersen herab aus zweifachem Zeuge, dergestalt, daß die ganze vordere Seite von roter, die hintere aber von aschgrauer Farbe war. Zudem hatte er zwei Larven an den Kopf gebunden, von denen die vordere lachte, die hintere aber weinte. Auch seinem Grauschimmel hatte der Hanswurst eine Narrenmütze, an deren Spitze eine Schelle angenäht war, auf den Kopf gesetzt und am Halbe mit roten Bändern befestigt, was zur Folge hatte, daß der Gaul unaufhörlich mit dem Kopfe auf- und niederfuhr und in einem fort klingelte, zum unaussprechlichen Jubel der edlen Straßenjugend.

In diesem Aufzuge galoppierte der Plambatsch auf dem Ringe herum und seine Trompete ließ ihren gewaltigen Aufhellauf ertönen. So wie er sich gezeigt hatte und an einem der Wirtshäuser vorüber ritt, strömte die Bevölkerung desselben heraus mit Gläsern und Flaschen in den Händen; er wurde umringt, sein Pferd angehalten, und er mußte trinken, Wein, Bier, Brantwein und Likör, bittern und süßen, alles wurde ihm geboten, er mußte trinken, und wollte er es nicht in seinen Hals hinein spedieren, so drohten die halbberauschten Freunde ihm äußerlich zu applizieren.

Ein solches Zutrinken konnte seine Wirkung nicht verfehlen und der Hanswurst zeigte bald, daß er Geist und Feuer im Leibe habe. Vor dem „Blauen Stern“, wo der Jubel am ärgsten war, und man ihm mit dem Trinken unaufhörlich zulegte, da hob er sich, von den Spottreden eines Bekannten aufgestachelt, plötzlich in die Höh, stellte sich auf den Sattel mit dem Zügel in der Hand, als wolle er Reiterkünste machen. Der Schimmel aber bäumte sich, der Künstler glitt über den hinteren Teil seines Pferdes herab und fiel der Länge nach in den Schnee, unter dem endlosen Freudengeschrei seiner jugendlichen Zuschauer, die das alles für einen absichtlichen Spaß ansahen.

Im Augenblicke, als der Hanswurst wieder auf seinem Sattel festen Sitz genommen hatte, kamen auch die beiden andern bestellten Vorreiter, als Ritterherolde gekleidet, aus zwei verschiedenen Gassen hervorgetraht und ließen ihre Trompeten ertönen. Schnell machte sich nun der Hanswurst los, ritt auf die beiden zu, alle drei stellten sich nun auf der Mitte des Ringplatzes auf und bliesen einige mächtige Fanfaren, zum Zeichen, daß die Zeit des Aufbruches herannahe. Mittlerweile trafen nach und nach auch die auswärtigen Schlitten ein, wurden von den Festordnern an die verschiedenen Häuser gewiesen, wo sie die für sie bestimmten Personen aufnehmen sollten und nun auch ihrerseits noch gar manchen Seufzer der Ungeduld über das lange Warten auszustoßen hatten.

So wie nun aber alles unter der Sonne und wenn es auch noch so lange dauert, doch einmal ein Ende nimmt, so kamen auch die Görlauer Frauen und Mädchen an diesem Tage mit der Anlegung ihres ganz besonderen Puges, der in den

(Fortsetzung siehe auf Seite 3.)

verschiedenartigsten Verkleidungen von Rittersfrauen, Nonnen, Schäferinnen und andern dergleichen bestand, endlich doch zum Ziele, die Schlitten wurden bestiegen und einer nach dem andern erschien mit seinen Insassen auf dem Ringe, wo der allgemeine Sammelplatz war und wo auch der Zug erst geordnet und die einzelnen Fuhrwerke, sowohl nach ihrer äußern Schönheit und der Vorzüglichkeit ihrer Gespanne, als auch der Würde und dem Ansehen ihrer Insassen nacheinander eingereiht wurden.

Endlich, nachdem die dritte Stunde schon längst geschlagen, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Vorreiter begannen einen Marsch zu blasen, in welchen die andern Stadtpfeifer, die im ersten, mit dem Stadtwappen gezierten Schlitten saßen, sogleich einstimmten. Diesem folgte der der Brautleute, mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, auf dem dritten Schlitten, in welchem der Brautführer und die Kränzjungfer ihren Platz hatten, sah man den heiligen Nikolaus, zwei grimmige Teufel an einer Kette haltend; im folgenden paradierte die „Salzmäste“, so hieß damals bei den Hochzeiten die Taufpate der Braut, nach allen Seiten Pfeffernüsse auswerfend und an diesen reiheten sich die übrigen, mehr als vierzig an der Zahl.

Nachdem diese in allen Richtungen die Straßen der Stadt durchkreuzt und mehrere Male um den Ringplatz herumgefahren waren, ging es im Fluge unter dem Klingen der Schellen, dem furchtbaren Getöse der Peitschen und schallenden Tönen der Musik die hintere Gasse hinauf, an deren oberem Ende rechts zur Seite die Kirche steht. Da, wo sich jene in die weit engere zum Komotauer Tore hinführende umbiegt, waren so viele Menschen versammelt, daß die Fahrt stockte und die Schlitten ein wenig anhalten mußten, was noch besonders dadurch veranlaßt wurde, daß zwei maskierte Knaben ein mit roten Bändern geschmücktes Seil vor den ersten Hochzeitschlitten quer über die Gasse zogen, von welcher Schranke sich der erste Kutscher durch ein Geschenk loskaufen mußte.

Währenddem trieb der Uebermut den von Getränken aller Art erhitzten Hanswurst, daß dieser an das zufällig offenstehende Tor des zu jener Zeit noch innerhalb der Stadt um die Kirche gelegenen Gottesackers hinanritt, mit aller Kraft seiner Lunge in die Trompete stieß und nun mit heller lauter Stimme, so daß es die Umstehenden alle hören konnten, zum Kirchhof hineinrief: „Auf, ihr Faulpelze! auf, auf mit euch! — heraus aus euren Nestern; könnt das ganze Jahr liegen auf der faulen Haut, heut ist Fasching, heraus mit euch verschlafenen Schlingeln, es gibt noch alte Besen genug in der Stadt, die nehmt zwischen die Beine und reitet mit! — Hallo, vorwärts!“

Ein allgemeines Gelächter der Umstehenden, sowie derer in den nächsten Schlitten folgte diesem vermessenen Aufrufe.

Der eine der beiden Vorreiter, der dem unbesonnenen, halbtrunkenen Frevler am nächsten war, rief jetzt: „Zurück, Heilloser! — was treibst du da?“ — In demselben Augenblick aber, als jener sprach, fing das Pferd des Hanswurstes an stuhlig zu werden, schlug hinten und vorne aus, nahm den Kopf zwischen die Beine und im Nu war der Reiter aus dem Sattel und hing am Halbe seines Pferdes in der lächerlichsten Pösitur; das umstehende Volk aber, besonders die edle Gassenjugend, welche dieses Reiterstücklein als einen von Hanswurst abermals absichtlich gemachten Spaß ansah, stimmte ein allgemeines Freudengeschrei an.

Inzwischen hatte der eben erwähnte Vorreiter die Zügel des widerpenstigen Pferdes ergriffen, er und noch einige dabeistehende Männer halfen dem Hanswurst in den Sattel, und da eben vor den Schlitten der Weg wieder etwas frei geworden, sprengten nun die drei Vorreiter zum Komotauer Tor hinaus, die sämtlichen Schlitten einer nach dem andern hinten drein.

Das versammelte Volk ging jetzt lärmend und lachend auseinander; nur eine Gruppe von Leuten, die an der Kirchhofmauer gestanden und Zeuge des ganzen Vorganges gewesen, schüttelten bedenklich die Köpfe und redeten dieses und jenes. „Wenn die Schlittenfahrt nicht ein schlimmes Ende nimmt und die Masken mit nicht ganz andern Gesichtern nach Hause

kommen, als sie ausgefahren sind, weiß ich nicht!“ sagte der eine. „Sie sind noch nicht wieder zurück, wartet nur ab,“ — sagte ein anderer, „es wird sich schon zeigen!“ —

Inzwischen hatte der Zug den kleinen Hohlweg vor dem Tore passiert und langte nach und nach auf der Ebene an. Bis zur Abfahrt der Schlitten war das Wetter still und ruhig gewesen, eine weiße Wolkenmasse, der untrügliche Vorbote komender Winde, stand schon seit Morgen wie eine Wand unbeweglich über dem Rotenhäuser Schlosse am nordwestlichen Himmel und schien auch heute ihren Ruf als Wetterzeichen nicht Lügen strafen zu wollen. Der Wind fing schon an, den leichten Schnee zu kreiseln und in immer größeren Mengen zu heben und über die Fläche hinzutreiben, stoßweise kamen die Schneemassen so dicht, daß die hinteren Schlitten die vordern kaum sehen konnten.

Als der Zug in die Nähe der hölzernen Säule, welche zum Andenken der hier von den Hussiten in dichtem Nebelschleier erschlagenen Görkauer und Pirkner Männer errichtet worden war, anlangten, da rief die Braut im zweiten Schlitten plötzlich: „Um Gottes Willen! Was kommt da für eine schwarze Wand auf uns zugetrieben?“ — im nächsten Augenblick konnte sie schon kein Auge mehr öffnen, die Pferde bäumten sich, der Schlitten stürzte und Braut und Bräutigam lagen in tiefem Schnee. Fast in demselben Moment hatten die Brautjungfern im dritten und die „Salzmäste“ im vierten Schlitten dasselbe Schicksal. Die zunächst darauf folgenden, obwohl deren Pferde ebenfalls sich heftig bäumten, blieben verschont, aber die zwei letzten traf ein gleiches Los. Mühsam arbeiteten sich die Verzogenen aus dem Schnee empor, niemand konnte ihnen helfen, jeder hatte mit sich zu tun, die Kutscher insbesondere waren vollauf beschäftigt, die wild gewordenen Pferde, die nicht standhalten wollten, zu bändigen. Aber welches Unheil war an dem Fuße und der Ausstattung der Frauen geschehen? — Ein einziger Augenblick hatte die Mühe und Arbeit vieler Tage und Nächte fast vernichtet und alles mit so vieler Sorgfalt Angefertigte in Unordnung und Verwirrung gebracht. Endlich saßen alle wieder glücklich in ihren Schlitten und diese setzten sich von neuem in Bewegung.

Als der Zug in den Komotauer Gärten anlangte, hatte der Sturm fast ganz nachgelassen, und wie die Schlitten den Weinberg hinunter und zum Komotauer Tore hineinfuhren, war der Himmel hell und klar. Bei seiner Ankunft in Komotau wurde der Zug von einer großen Menschenmenge, an deren Spitze die Stadtmusik, begrüßt.

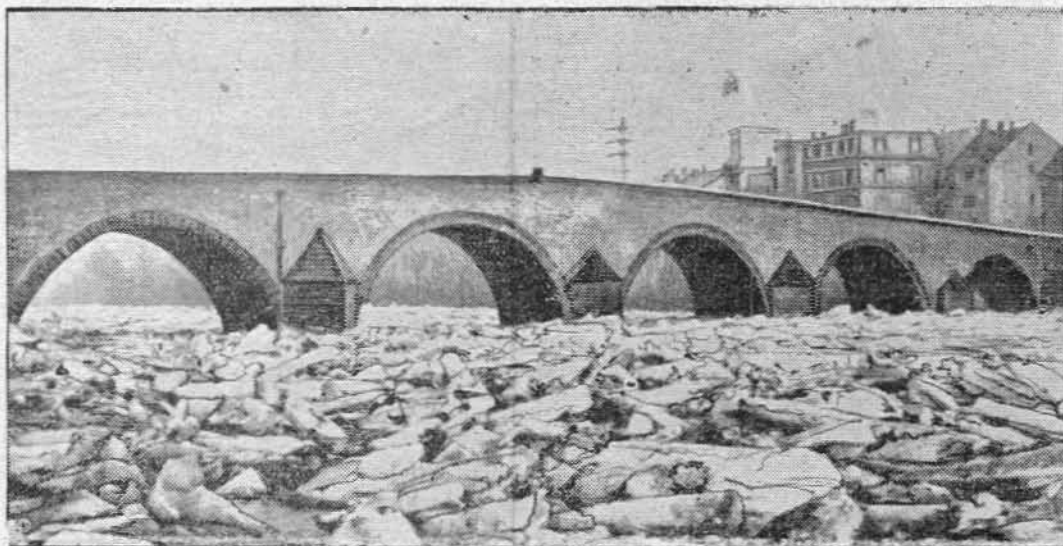
(Fortsetzung folgt.)

Opfer des Winters.

(Zum Bilde auf der 1. Seite unten.)

Unser Bild auf der 1. Seite (unten) des „Erzgebirgischen Heimatblattes“ zeigt das traurige Schicksal, welches unser Wild im Winterwald jetzt erleiden muß. Die Aufnahme ist an der Staatsstraße kurz vor dem Ort Kretscham-Rothenschema gemacht worden. Ein schwaches, hungerndes Reh erblickte bei der dort liegenden Sandgrube ein Paar Halmlein, die aus dem Schnee hervorlugten. Es wollte danach springen, kam aber in der Sandgrube zu Fall und verendete dort. Der Feldpächter, Herr Max Bräuer aus Kretscham, den wir auf unserem Bilde sehen, sowie einige Neudorfer Einwohner, Herr Süß, der Straßenwärter Herr Schuster mit seinem Sohn, fanden das Reh verendet, so, wie wir es auf dem Bilde sehen. — Revierförster erzählen, daß draußen auf den Futterplätzen manches Reh unter der Raufe liegend vollkommen entkräftet und erschöpft gefunden würde. Die Tiere sind nicht imstande, sich wieder zu erheben und stoßen nur einige ängstliche Rufe aus, wenn man sich ihnen nähert. — Eine große Gefahr sind zu aller dieser Not die wildernden Hunde, die noch manches Stück Wild zu Tod hegen. Wir richten deshalb auch hier erneut die Bitte an alle Hundebesitzer, die sonst gewiß sehr braven Hausgenossen jetzt einmal an die Kette oder hinter Schloß und Riegel zu legen. Denkt an die Not des Wildes im verschneiten Winterwald!

Bilder aus aller Welt

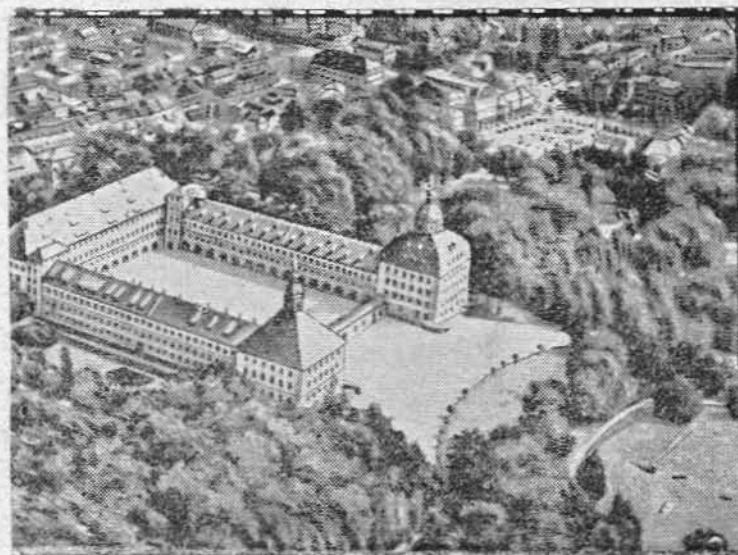


Eisgang.

Seit Tagen ist das Eis auf unseren Flüssen in Bewegung. Mit lautem Getöse bricht die gewaltige Eisdecke auf, und drängend und stoßend treiben die Schollen zum Meere. Unser Bild vermittelt einen Eindruck von einem solchen Naturchauspiel. Es zeigt die alte Drususbrücke in Bingen, die noch aus der Römerzeit stammt und die durch das abtreibende Rahe-Eis gefährdet ist.

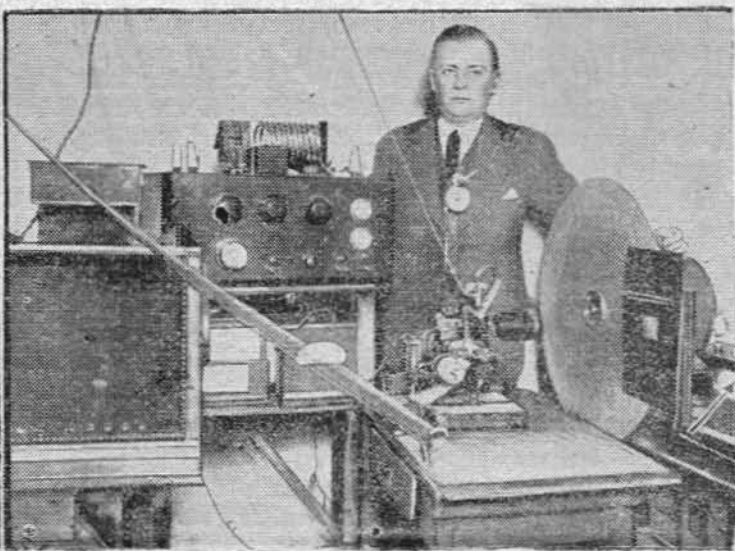
Die D-Zug-Lokomotive im Viehtransport.

Auf der Station Heessen bei Hamm (Westf.) kam es dieser Tage zu einem folgenschweren Zugzusammenstoß, und zwar fuhr der Berlin-Essener D-Zug im Nebel auf einen Viehtransportzug auf. Die Folgen des Zusammenstoßes waren furchtbar. Einige Personen wurden verletzt und mehr als sechzig Stück Rindvieh getötet. Unser Bild zeigt die Unfallstelle, im Hintergrund die Unglückslokomotive.



Ein „Bayreuth des Schauspiels“.

Die Stadtverwaltung der ehemaligen Residenzstadt Gotha bemüht sich, in ihren Mauern ein „Bayreuth des Schauspiels“ zu schaffen, das ähnliche Aufgaben, wie sie die Wagner-Stadt in der Musik verfolgt, für das gesprochene Bühnenwerk erfüllen soll. Für die Abhaltung dieser Festspiele ist Schloß Friedenstein (unser Bild) vorgesehen. Das Schloß birgt eine hervorragende Bibliothek und die bedeutendste Münzsammlung Deutschlands.



Das Fernkino Wirklichkeit!

Seit Jahren werden Versuche mit der Übertragung lebender Bilder durchgeführt. Jetzt endlich ist es dem in Berlin lebenden Erfinder Denes v. Mihaly gelungen, einen Apparat für stimmerfreie Wiedergabe von Filmen zu konstruieren. Damit ist auch das Problem des Fernsehens gelöst. Unser Bild zeigt den Erfinder mit seinem neuen Apparat. Der Pfeil weist auf die Scheibe hin, auf der die Bilder erscheinen.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Marschen, Deiche, Sturmfluten

Das Marschenland und die Marschenbauern
Der schützende Deich und die drohenden Sturmfluten
Wassersnot und Tod — Der Schimmelreiter.

In der Marsch / Von W. Brepohl

Ein breiter Streifen fruchtbaren Landes, das von der Fettigkeit der Erde lautes Zeugnis ablegt, zieht sich an unserer Nordseeküste entlang, eingegleitet von den Deichen, die den grünen Edelstein gegen das begehrliche Meer verteidigen. Der Streifen vom Alten Land an der Elbe über das Land Rehdingen, das Land Hadeln, Wursten, Osterstade, Sedingen bis zum Land Stade und Butjadingen soll im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit stehen.

Auf weiten Grasflächen weidet schwarz-buntes Rindvieh, tummeln sich mittelgroße, sehr schöne Pferde, einzeln und hinter Bäumen gesüßelt liegen die Bauerngehöfte, die einen jauberen und behäbigen Eindruck machen. Die alten Häuser tragen als Dach eine sehr dicke Schilfrohrdecke, die fast bis an die Erde reicht, an einer Hausecke steht eine große Regentonne, und Blumen gibt es überall, in den Vorgärten und in den Fenstern — Blumen von einer so üppigen Pracht und so satter Farbe, daß man erstaunt ist, hier, so dicht an der rauhen Nordsee, eine so verschwenderische Pracht der Blüten überhaupt zu finden. Diese

festgelegte, von Leben satte und pralle Vegetation auf dem fetten Boden der Marsch prägt sich oft so sehr der Erinnerung ein, wie der Duft, der an warm-feuchten Sommeragen (wenn die Sonne etwas verschleiert und die Luft noch warm und weich vom Regen der letzten Nacht ist) Dörfer und Marschen erfüllt. Die Weite der Marschen ist durch Baumgruppen, durch Schilfinien und Wassergräben mit malerischen Schleusen unterbrochen. Das steht alles wie Kulissen auf der Bühne; und alles ist erfüllt vom Rauschen des Windes, vom sommerlichen Summen der Bienen.

Hier und da schneidet eine scharfe, leichtgekrümmte Linie die Landschaft im Westen und Norden gegen den Himmel ab — das ist der Deich. Nicht sehr hoch; aber in seinem sanften Aufstieg und der Breite seines Rückens vertrauenerweckend, fühlt man, daß dieser Erdwall wohl den Stürmen des Meeres standzuhalten vermag. Dieser Wall ist nur selten durch Tore unterbrochen, die Bäche oder Wassergräben ins Meer hinauslassen.

Wandert man den Deich entlang, immer im Wind, der hier frisch und stramm durch die Nermel bläst und mit einem Frauenrock knattert, als wäre eine Fahne, dann hat man auf der Landseite stets das gleiche Bild:

Marsch mit Höfen, Baumgruppen, große

Viehweiden, gefleckt vom Schwarzweiß der Kühe. Dann und wann kommt ein Storch daher geflogen, der gelangweilt auf der grünen Fläche steht, sich die Menschen von Ferne ansieht und schließlich — dann natürlich gravitativ — an den Gräben heranzieht und auf den nächsten Frosch wartet.

Im Sommer macht alles, was man in der Marsch sieht, den

Eindruck eines behäbigen, gesicherten Lebens; das Meer kommt und geht, unter der Hitze steigt es flach wie ein Tisch ans Ufer oder kommt mit leichten Windwellen, auf denen Schaumkämme reiten.

Bei Springsluten wird es bewegter; schwerer und grauer wälzt es sich heran, das Wasser wimmelt von Schaumkämmen, die dann in langer, schräger Linie am Ziegelsteinstrand sich überstürzen und ähnlich wie eine Rollsalve aus vielen Batterien am Strand entlang mit Donner zerschlagen. Dann erwacht die düster-majestätische Nordsee, die Gesetz und Schicksal der ganzen Marschen ist.



Marsch, Deich, Meer

J. Holtz

Die Marschbauern / Von Hermann Allmers

Der erfahrene und aufmerksame Beobachter unterscheidet meistens sofort den Marschbewohner, namentlich den aus echtem Friesenblute entsprossenen, von seinem Geestnachbarn.

Eine derbe, breitschulterige, fleischige, oft stark ins Korpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, das Haar schlicht oder nur schwach gekräuselt und blond, der Bart rötlich und nicht sehr dicht, das Auge hellblau oder grau und das gerötete Gesicht von rundlichem Schnitte, — das ist der echte Friesentypus.

Der niederländische Geestmann ist dagegen durchgehends magerer, schwächlicher und aufgeschossener, von kurzem Oberbau und langen, schmalen Beinen, wenn auch mitunter stark knöchig, und sein Gesicht häufig von schärferen und eckigeren Umrissen. Da, wo die Geest an die Marsch grenzt sind diese Gegensätze freilich noch nicht sehr hervorstechend. Hier zeigt sich der Uebergang vom friesischen zum holländischen Elemente, ja manche dieser hart am Rande liegenden Geestdörfer haben sogar noch durchaus friesische Bevölkerung, wie z. B. die Dörfer Nisse, Wulsdorf, und Geestdorp im Vierlande.

Selbst noch bedeutender ist der Unterschied zwischen Geest und Marsch hinsichtlich des geistlichen Charakters ihrer Bewohner.

Leichte Geest und schwere Marsch, — in diesen Worten ist der ganze Grundzug beider enthalten.

So ist der Geestmann durchaus empfänglich, leicht zu erheben, heiter bis zur Regung, gelehrig, erfindend, und bei seinen lärmenden Lustigkeit.

Ganz anders dagegen der friesischen Marsch-Bewohner, dessen harte, steifes Temperament, wie bei seinem Stammesverwandten, dem Holländer, das phlegmatische ist.

Selbstgefühl und Stolz sind hervorstechende Züge im Charakter des Marschbewohners, namentlich des wohlhabenden. Vor allem stolz ist der Marschbauer auf seine fruchtbare Heimat, die er um keinen Preis mit einer anderen vertauscht, am allerwenigsten mit der nahen Geest, auf welche er nur mit einer gewissen Verachtung und mit Bedauern herunter — oder vielmehr hinaussieht. Außerst charakteristisch ist daher die bekannte Anekdote von jenem alten Marschbauer, wie er seinen reiselustigen Sohn mahnend an die Hand nahm und ihn davon abzubringen suchte.

„Sii Jung,“ sprach er, „hier is de Marsch un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?“

Noch stolzer erscheint der reiche Marschbauer auf seinen Stand als freier Grundbesitzer oder wie es hier heißt als Hausmann oder Hofbesitzer, was er am liebsten hört. Diese angesehensten und ältesten Hausmannsfamilien sind vollkommene Aristokraten und vertreten den in den meisten Märschen fehlenden Adel in ihrer Art völlig.

Den weniger Besitzenden, den Kötner, pflegt der Marschbauer meist nur über die Schulter anzublicken, ihn nicht anders zu nennen als den „litten Mann, geringen Mann“, an welchen seine Tochter zu verheiraten ihm eine ewig schmerzliche Schmach sein würde. Daher verbinden sich die Hausmannsfamilien fast ausschließlich mit Ebenbürtigen. Meistens aber geschehen die Verheirathungen in der Familie selbst, damit Geld und Gut ja recht zusammengehalten werde; denn dieses ist in der Marsch mit äußerster Seltenheit Ausnahme doch bei allen Verbindungen das erste Hauptstück. „De Leef de will wull nakamen“ heißt es dann gewöhnlich zur Beiruhigung.

Mag dieser Stolz des Marschbauern immerhin sehr zu tadeln sein, tausendmal jedoch wird man mit ihm versöhnt durch das mächtige und wahre Ehrgefühl, welches ihn begleitet. — Eine

Kränkung seiner Ehre, und komme sie von wem sie wolle, erfüllt ihn mit dem lebendigsten und anhaltendsten Jörn. Schwere Verbrechen kommen daher in den friesischen Märschen nur sehr selten vor, und wäre nicht das alte Land, das ich als völlig eigentümlich ausnehme, wenn ich von den Märschen im allgemeinen rede, so hätte seit langer Zeit kaum ein Marschbauer vor dem Kriminalgericht gestanden. Gefängnisstrafe, und sei sie auch noch so milde, sei sie nicht einmal eigentlich ehrenrührig, z. B. wegen Jagdvergehen, hält er für so schmachvoll, daß er alles daran setzt, ihr zu entgehen; er würde oft lieber Tausende geben, lieber fliehen und auswandern, als im Gefängnis sitzen. Ja ein Marschbauer, der hörte, daß sein studierender Sohn kürzlich ein paar Tage im Karzer gehaust habe, begann vor Wut und Scham zu weinen. „Ach Gott,“ rief er im tiefsten Schmerze aus, „warum hett de Jung mi dat nich schreuen, ick hart jo gern dusend Daler un noch mehr baden, wenn he man nich sitten schull!“ —

Hoch in Ehren wird fast überall das Verhältnis der Nachbarschaft gehalten, und höher als Freundschaft, denn „en goden Naber (Nachbar) is beter as en faren (fernen) Freund“, heißt das über-

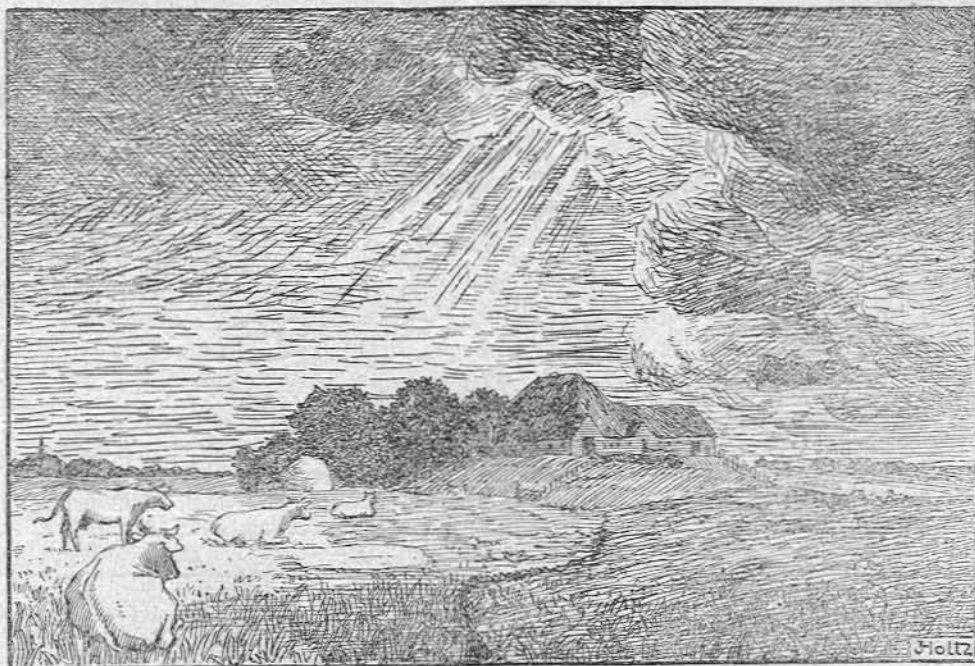
all beliebte Sprichwort und der Landbewohner überhaupt ist viel zu praktisch, um den Wert rascher Hilfeleistung in schleunigen Fällen nicht hoch zu schätzen, wenn z. B. seine Kuh schwer kalbt, sein Pferd im Graben sitzt oder gar Feuer in seinem Hause ausbricht, ebenso bei Krankheits- und Sterbefällen der Seinen, und wahrhaft wohlthuend ist es zu sehen, mit welcher uneigennütigen Bereitwilligkeit jedesmal solche Hilfe geleistet wird. Aber auch zu den Familienfesten des Hauses den Nachbar nicht einzuladen, wäre, gleichviel, ob er noch so arm und niedrig ist, eine tief verkehrende Beleidigung.

So nimmt er stets teil an des Hauses

Freud und Leid, Wohl und Weh. — Welch ein Abstand mit den modernen städtischen Verhältnissen!

Eine traurige Schattenseite, die freilich mit dem ungemeinen Selbstgefühl des Marschbauern zusammenhängen mag, ist der gänzliche Mangel an Gemeinfinn, welcher in einigen Märschgegenden herrscht und allen öffentlichen, gemeinsamen Verbesserungen hemmend entgegentritt. So oft noch rege Fortschrittmänner für das allgemeine Wohl streben und wirken wollten, meist wurden ihren Bemühungen überall Hindernisse in den Weg gelegt. Sie scheiterten fast immer an dem heillosen Egoismus der einzelnen und wurden in der Regel nur mit dem schändlichsten Undanke belohnt. Daher kommt denn der unglaublich schlechte Zustand so vieler öffentlicher Anstalten und Dinge, wie der Kirchen und Schulgebäude, der Begräbnisplätze, der Wege usw., oft mit der Wohlhabenheit der Gegend, der Sauberkeit der Wohnungen im grellsten Kontraste. Als vor Jahren in den oldenburgischen Märschen die schönen trockenen Fußwege von Dorf zu Dorf angelegt wurden, deren noch heutigen Tags die hannoverschen so schmerzlich entbehren müssen, fand diese so einleuchtende und notwendige Verbesserung dennoch bei manchen alten Hausleuten den entschiedensten Widerstand, und aus welchem Grunde? Sie sagten ganz einfach: „We Olen sind so lange dör den Dreck kamen, wi brukt et nich beter to hebben.“ Ja, einige trieb wirklich ihr starrer Eigensinn dahin, daß sie, nachdem die schönen Fußpfade vollendet waren, lieber nebenher im fußtiefen Klei gingen, als den verhassten Weg der Neuerung zu betreten. Sie wollten ad oculos demonstrieren, daß die Sandpfade unnütz seien und recht gut vermijst werden könnten.

(Aus: „Märchenbuch“ von H. Allmers, Schulze'sche Verlagsbuchhandlung, Oldenburg und Leipzig.)



Marschhof mit Vieh auf der Weide

J. Holtz

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

(18. Fortsetzung.)

Die Kürschner bringen aus den Wäldern ihre Bären- und Luchshäute, Wolfs-, Fuchs-, Dach-, Marder- und Wildkagenvälge, Messerschmiede und Büchsenmacher ihr Holz und Hirschgeweihe zum Beschlag der Hirschfänger, Plögen, Bergzscherper, Messerhefte und zum Auslegen. Die Edel- und Forstleute zieren ihre Zimmer mit Hirschgeweihen und Rehhörnern und machen aus den Geweihen große Leuchter. Die Barbierer und Kräutler holen im Wald ihre Kräuter, Harz und Ameisen, die Bauern ihre Ochsenkuppeln, Peitschen, Wandhaken, Krummhölzer, Deichseln, Rufen, Torringe, Riegel, Quirle und Rührlöffel. Aus den gar alten Tannen werden Geigen und wohlklingende Instrumente gemacht wie zu Wildenau, Bärnstein und Randeck. Die Bürger holen aus dem Wald ihre Köhr- und Brückenhölzer, Wellen und Rädern, Riefen zu Spänen, Moos zur Streu, Auerdocken fürs Vieh, Laub für die Ziegen, die Gerätmacher allerlei Holz zu Tellern, Schüsseln, Mulden, Löffeln, Schaufeln, Sichertrögen, Salzmafen, Graßmäher-Kemptern, Grabseiten, Büchsen, Schachteln, Klippeln u. s. f. Und wer will den Harz- und Bechnuhen sowohl in der Wundarznei als auch im gemeinen Leben kürzlich beschreiben oder die Nutzung von der Wildbahn, dem Weidwerk und der Viehzucht genugsam überlegen?

Kapitel 6.

Von Gehölzen und Revieren des Amtes Lauterstein.

Die Hauptwälder gehen an der Olbernhäuser Dorfflur und Hans Henigens Raine an und über der Seigerhütte am Schmeersteige an dem Wasserfluß, die Nagtschau genannt, hinauf bis an die Commothauer Straße ungefährlich dem Bach nach bis in zwei Meilen Wegs, ferner am Fluß, dadurch die Commothauer Straße geht, hinauf bis an den Thornfluß, die Hühnerheide hinab bis an den böhmischen Rainfluß, der in die große Bude fällt, hernach an der großen Bude den Wasserfluß hinab nach dem Liebenstein, Ansprung, Grundau, Olbernhau an die Schwerter und an den Schmeersteig bis wieder an die Nagtschau. Dies sind die Hauptwälder im Umkreis, darein auch die Kriegswälder gezogen sind; diesen halben Teil hat vorzeiten Kurfürst Augustus auf Stockraum gekauft. In solchen Hauptwäldern stehen Tannen, Fichten, Eichen, Ahorne, Leinbäume, Buchen und einzelne Eichen.

Der Bobschau hat allerlei große Bäume und sonderlich Tannen, Fichten und Buchen, stößt und geht an die Hauptwälder, ist jedoch je und allewege vor ein sonderliches Holz gehalten worden, wird von den Hauptwäldern mit der großen Bude abgeschieden und auf der andern Seite mit des Amtes Wolkenstein Rainung und dem Wasserflössel beschloffen, hält eine halbe Meile in seiner Rainung: eine halbe Meile lang und ebenso viel breit, begreift in sich den Ragenstein und die Weinträubel. Der Ragenstein geht von oben herein bis an Weißbachs Stallung; in der Weinträubel hat es vor diesem gegen die Wolkensteinische Rainung groß Holz gehabt, ist aber vor die Marienbergische Flöße vertrieben worden.

Die tote Heide liegt hinter dem Olbernhau und hinter den Teichen der Seigerhütte Grünthal, ist ungefähr Schritt groß, aber darauf steht nichts Sonderliches von Holz.

Der Theisenwald hat Tannen, Buchen und schön Holz, stößt an der Blumenauer, Sorgauer, Zöbliger und Ansprunger Felder und wird von diesen Dorfschaften bei den Forstereien und Holzmärkten das bedürftige Holz daraus erkaufte.

Der Müdenhain hat junges Stammholz, liegt jenseits der Flöhe, raint an der einen Seite mit der Wernsdorfer Gütern, an der anderen Seite mit dem v. Schönberg zu Porschenstein, ist im Umkreis um und um anderthalb Viertelmeile.

Die Forchheimer Heide hat einzelnes Jungstammholz, liegt jenseits der Flöhe und stößt an der Forchheimer Güter, ist 1573 vom großen Winde sehr umgebrochen, und das gebrochene, zum Teil auch das stehende Holz vor die kurfürstliche Hütte gegen Freyberg auf der Achse verführt worden.

Der Drachenwald ist gleichfalls vom Winde niedergebrosen und vor die Freybergische Hütte verführt worden, hat aber wieder sein Jungstammholz und liegt jenseits der Flöhe an der Werns- und Gersdorfer Gütern.

Das Trettenholz und RENNIGKAU hat wiederum sein Jungstammholz, ist etlicher Maßen 1587 und 1589 vor die Freybergische Hütte verführt worden, liegt an der Flöhe mit seiner Größe eine halbe Meile Wegs.

Der Haß- oder Haßberg hat junges Stammholz, einzelne Buchen und Tannen, liegt jenseits der Flöhe an der Sorgau und ist 400 Schritt breit.

Der MüldenberG hat junges Stammholz, Tannen und Fichten, ist eine Leithe am Haßberg diesseits der Flöhe, eine halbe Meile lang am Fluß hinunter und 300 Schritt breit, und raint mit Sorgau.

Der Oberjägersteig hat junges Stammholz und Fichten, ist eine Leithe am MüldenberG, raint am oberen Orte mit den Blumenauer Erbgrütern, dann mit den Einwohnern zur Sorgau und mit dem Wasser Flöhe.

Das Steingerülle hat junges und geringes Stammholz und struppichte Birken, liegt zwischen Zöblitz und Sorgau und ist 300 Schritt groß.

Der Rabenberg ist eine steinigete Leithe zwischen dem Ansprung und Bude, hat dünnes Stammholz und ist 250 Schritte groß.

Die Kniebreche hat gering Stammholz, ist eine steinigete Leithe, stößt an den Rabenberg und raint mit den Einwohnern zu Zöblitz und Pockau.

Der alte Lauterstein hat einzelnes Stammholz, naht an die Kniebreche und ist ein felsiger Boden; er ist 170 Schritt um und um, und wenig Jungholz steht darinnen.

Der Burgberg hat junge Tannen, Fichten, Buchen und Leinbäume und stößt an der Zöblitzer Güter.

Die Geiselrödische Leithe hat Eichen, Birken und Haselholz, stößt ans Hüttenfeld und hat einen steinigten Boden, hält 400 Schritt im Revier, ist aber oben am Bach sehr verhauen.

Die Hohensteiner Leithe hat Eichen, Birken und Haselholz, auch Tannen und Fichten; es ist ein fein groß Holz, langt bis an die Pockauer Gemeinde, hat einen felsigten Boden und ist um und um nur eine Viertelmeile groß.

Das Hüttenfelder Holz hat zwei Stücke: das eine am Leimgrubenholz hat Tannen und Fichten und raint mit Jakob Erzmans Wiese zur Sorgau; das andere am steinernen Kreuze hat junge Tannen und Fichten und raint am Hüttenfeld.

Das Holz am hohlen Wege hat unter dem Fuhrwerk Geiselroda Tannen, Fichten und Buchen, ist an der Pockau nach Wolfen Klein-Georgen des Eigentums halber streitig gewesen, weil aber der Gebrauch von denen v. Verbißdorff gegen gedachten Klein-Georgen enthalten, etliche Haine, davon vererbt, auch darauf Holz in den Forstereien verkauft worden, ist jenem Mann nicht mehr als die Hutung und sein Freiholz wie anderen Einwohnern zur Pockau darauf verstatet.

Der Ebenstein hat junges Stammholz, grobe Fichten und Tannen an der Hohensteiner Leithe und ist 200 Schritte groß.

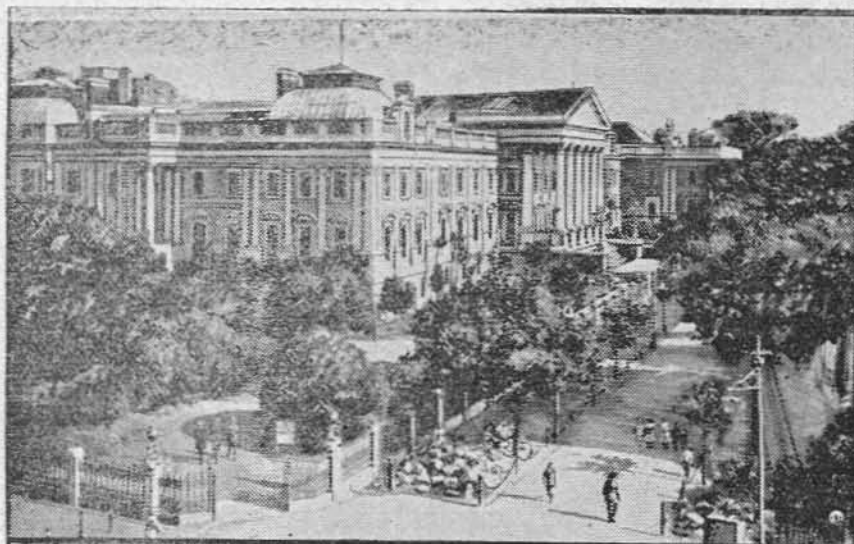
Das Rosenholz hat junge Buchen, Tannen, Fichten, Eichen und Haselholz, stößt an Rittersberg und ist eine Viertelmeile groß.

Das Rittersberger Holz ist nur eine Viertelmeile groß, hat wenig junges Stammholz, Haseln, Eichen und Birken.

Die Meyenspiße ist eine dicke Leithe, hat Fichten, Birken und Haselholz und liegt nächst am Schloß. Die Leithe unter dem Schloß hat junges Holz, Fichten, Haseln und Eichen und ist 250 Schritt groß.

Der Hofbusch hat Tannen und Fichten, ist ein hangender Plan am Dorf Lauterbach und ist 100 Schritt groß.

(Fortsetzung folgt.)

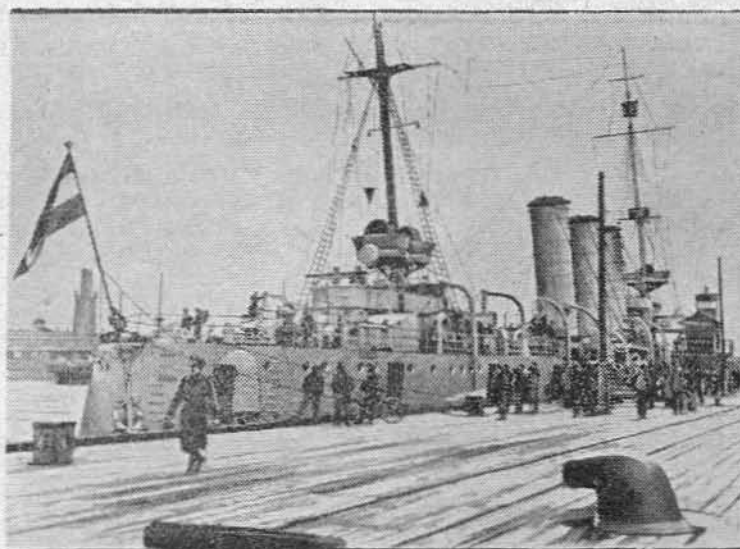
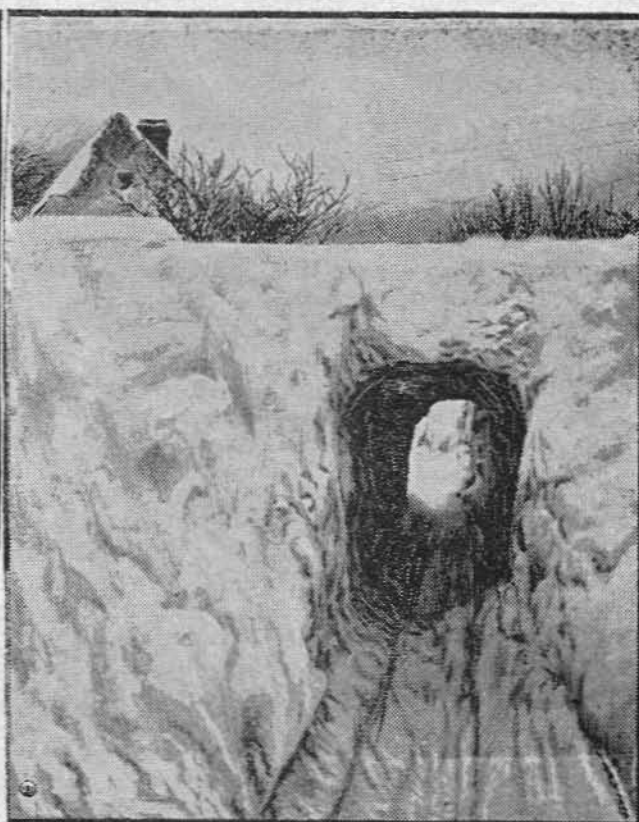


Zur Ratifizierung des deutsch-südafrikanischen Handelsvertrages.

Meldungen aus Kapstadt zufolge hat das südafrikanische Parlament nunmehr den Handelsvertrag mit Deutschland ratifiziert. Die Annahme des Vertrages liefert einen neuen Beweis für die Auflockerung des britischen Weltreiches.

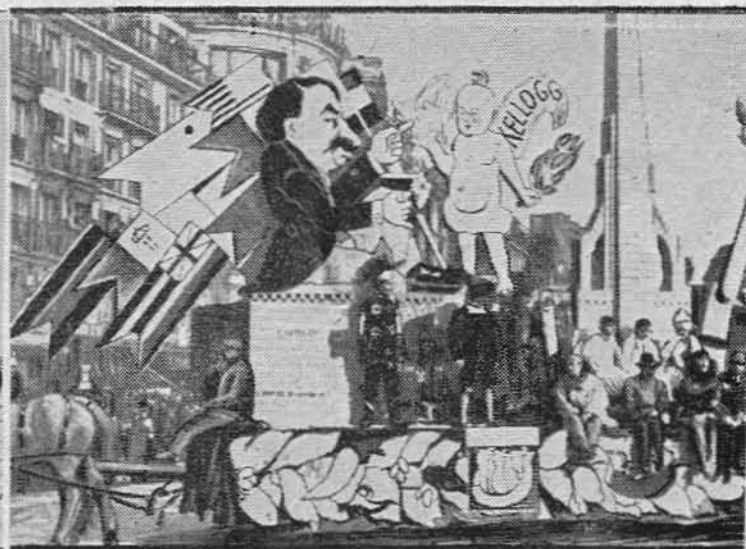
Maulwurfsarbeit im Schnee.

Unsere Aufnahme (Bild rechts) stammt aus Lampersdorf im Culengebirge. Sie zeigt im Vordergrund einen Schneetunnel, der nach einem dahinterliegenden völlig verschneiten Hause führt.



Schulkreuzer „Berlin“ wieder in der Heimat.

Nach 15monatiger Auslandsreise ist der Schulkreuzer „Berlin“ nach der Heimat zurückgekehrt. Unser Bild zeigt den Kreuzer beim Anlegen in Cuxhaven.



Briand pouffiert mit dem Friedensengel Kellogg.

In Paris fand das bekannte große Mitfaßten-Volksfest statt. In dem Festzuge wurde u. a. auch obige Karikatur mitgeführt, die Briand zeigt, wie er mit dem Friedensengel pouffiert.



Andernach das erste Opfer der Schneeschmelze.

Das Rheinstädtchen Andernach (im Bilde) ist nunmehr das erste Opfer der Schneeschmelze geworden. Mit blitzartiger Schnelligkeit ergossen sich die Wassermassen in die Straßen der Stadt, diese sämtlich unter Wasser legend. Das Wasser drang bis zum Bahnhof vor und überschwemmte den Bahnhofsplatz. Auch die Gleise wurden unterspült, doch konnten Störungen im Eisenbahnverkehr bisher vermieden werden. Die Mauern der St. Thomas-Anstalt mußten durchbrochen werden, um den Wassermassen einen Abfluß zu verschaffen.